Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Was schreiben unsere Welschen?

„Geschichte", möchte man antworten. Viel Geschichte, und oft sind es nur Geschichtchen aus der Vergangenheit... Au Temps des Rouets heisst es da, Dernières Nouvelles d'il y a cent ans, Les 1855 — ach, um Kraft zu schöpfen oder gar etwas Kräftiges zu schreiben, genügt es noch nicht, einfach zurückzukehren in unser geliebtes „Jadis" und „Autrefois"!

Aber auch in all diesem historisierenden Schutt liegt noch manche Kostbarkeit verborgen. So möchten wir zum Beispiel die „erstaunliche" Geschichte einer schweizerischen Malerfamilie herausgreifen, L'étonnante Histoire des Girardet von René Burnand (La Baconnière, Neuchâtel). Ein Welscher mit seinem ausgesprochenen Sinn für Verwandtschaft, Stammbaum und Tradition lässt uns darin etwas spüren von der Kraft der Familie — dieser Kraft, die sich hier als Malertalent vererbt von Vater zu Sohn, alle äussern Stürme und Revolutionen überdauernd. Der „Ring der Generationen" wurde dem Leser allerdings noch eindrücklicher in Burnands herrlichem „Silence d'une vieille Maison", das wir vor einem Jahre hier besprachen. Dort schloss sich alles klar und sicher um ein einziges Haus, den greifbaren Mittelpunkt des Geschehens — und zwar war es das Haus des Dichters selbst, jedes Zimmer und jede Ecke erfüllt von lyrisch persönlicher Schwingung. Gegenüber der „Vieille Maison" nimmt sich die Geschichte der Girardet aus wie etwas Nur-Beschriebenes neben etwas Erlebtem. Erst wo Burnand von seiner eigenen Mutter spricht, die eine Girardet war: da erreicht auch sein Stil wieder die alte Kraft, leuchtend von menschlicher Güte.

*

Auch bei Jean Marteau merken wir, welche Verpflichtung ein Dichter auf sich nimmt, indem er ein gutes Werk veröffentlicht. Nach Marteaus „Mainmorte" ist man eher enttäuscht über seine Broschüre Monsieur Napoléon (Kundig, Genf), eine Folge von vier lokalhistorischen Skizzen, wie es der Untertitel andeutet: Chroniques Genevoises. Nur die erste dieser Geschichten weist — übrigens genau in dem Mass, wie das historische Element darin zurücktritt! — wirklich starke Stellen auf; nach ihr ist denn auch das ganze Büchlein benannt. Marteaus eigentliche Kraft liegt ja im „envoûtement", jenem dumpfen, ständig steigenden Druck, der sich auf alles legt, bis die Menschen ganz einfach nicht mehr atmen können... In „Monsieur Napoléon" ist es eine junge Amerikanerin, die unter den bösen Zauber fällt. Ihren Einzug in Genf hält sie auf einem englischen Vollblut, welches die unbekannte Reiterin nur schnaubend und tänzelnd erträgt: „hochaufsteigend

und um sich selber kreisend, sodass ihr die Stadt wie ein Walzer von Häusern und Kirchen erschien..." Aber da ist diese seltsame Muffigkeit in Europa, dieser „Geruch nach bittern Mandeln" — da ist der Herbst, „warm und sonnig und von Rauch erfüllt wie von einer zarten, durchscheinenden Watte" — der alte, blinde Spiegel, „in welchem ihr Gesicht und ihre Haare nur verschwommen und irgendwie beunruhigend erschienen" — der Wald endlich, dessen hohe Stämme immer enger zusammenrücken, dessen Büsche immer näher die einsame Spaziergängerin zu umfassen scheinen, drohend, erstickend... Hier hat Marteau etwas zu sagen; hier ist ein schöpferischer Bereich; warum ihn verlassen um der allzubeliebten Historia willen?

*

Jean-Louis Clerc vertieft sich in die Lokalgeschichte von Zürich; doch tut er es, gerade als Welscher, mit einer wohltuenden Distanz, die sich denn auch schon im Titel seines handlichen Werkes ausdrückt: Perspectives cavalières de Zurich (Baconnière). Umfassende Bildung, reiche Dokumentation und Illustration, eindrückliche Fülle der Beziehungen beleben diese in vierjähriger Arbeit entstandene Schilderung der Limmatstadt von der Pfahlbauerzeit bis heute. Belebend wirken vor allem die genauen, oft intimen und witzigen Einzelheiten: so wenn uns Hans Waldmann vorgeführt wird „mit seinen 30 000 Pfund Vermögen, seinen 76 Silberplatten, seinem Wagenpark, seinen Pelzen und Mätressen", oder wenn wir Lavaters Kopf — zu seinen Lebzeiten! — auf den Neujahrstorten der begeisterten Zürcher in Zuckerguss nachgebildet finden. Clerc schliesst mit einer überaus anregenden Charakterisierung der heutigen Zürcher Gesellschaft; dabei tritt gerade der Gegensatz zwischen geschichtlich orientierten Welschen und „ungeschichtlichen" Zürchern — oder Deutschschweizern — klar zutage.

*

Paul Chaponnière treibt nicht Geschichte; er flüchtet sich ganz einfach mitten hinein in das Genf des achtzehnten Jahrhunderts, in eine Welt der graziösen Ironie und der ironischen Grazie, der zartgesponnenen Gaukelei. Dort errichtet er sich sein „petit palais de rosée et d'illusions": L'heureuse Supercherie (Kundig). Vier Rokokostühle stehen da in ihren rosa Ueberzügen „wie tugendhafte Mädchen, die bescheiden darauf warten, dass man sie vortreten heisst" — der Jurawind scherzt neckisch durchs Fenster herein mit den Tüllvorhängen — und selbst die Wolken spielen miteinander am Himmel droben. Die Illustrationen, die Maurice Barraud beigesteuert hat, unterstreichen nur die liebliche Anspruchslosigkeit des Werkleins; keine der leichten und nervösen Zeichnungen unterbricht wirklich den Text, keine drängt sich auf und fordert die Aufmerksamkeit des Lesers; sondern ihre dünnen, eiligen Linien führen auch rein graphisch einfach den Text weiter, der in kursiven — und heisst das nicht „eilig laufenden"? — elegant geneigten und oft zierlich verschnörkelten Lettern gesetzt ist.

*

Liegt der Reiz von „L'heureuse Supercherie" vor allem in der trefflichen drucktechnischen Leistung, so hätten wir umgekehrt dem Werk, das Georges Méautis über Nicolas de Flue geschrieben hat, eine gepflegtere Wiedergabe gewünscht: die Druckfehler häufen sich recht eigentlich, besonders gegen den Schluss hin (Baconnière). Der Neuenburger Universitätsrektor aber hat hier nicht nur jede akademische Floskel oder Trockenheit vermieden: er erscheint recht eigentlich verliebt in alles Unakademische. Mit sichtlicher Lust schildert er die Wildheit der Schweizer zu Niklausens Zeit: „primitiv, hart, kindlich und fromm"; nicht ohne Vergnügen scheint er uns auch festzustellen, dass Klaus weder lesen noch schreiben konnte; und mit welcher Verve zieht er anderseits los gegen einen „Gebildeten" der Zeit (Bonstetten), diesen „stolzen Intellektuellen", diesen „unverbesserlichen Pedanten, der so besorgt war um sein eigenes Ansehen". Man denke sich: einer schreibt französisch, und noch ein Professor gar, ohne ganze Sätze zu machen! Der Stil ist oft so enthusiastisch, dem Leser wird so viel und so Begeisterndes versprochen, dass wir am Schluss enttäuscht sind, doch nur eine Plauderei gefunden zu haben. Aber dieser Enthusiasmus vermag es wirklich, Vergangenes lebendig zu machen. Man hat das Gefühl, sachgerechte, zuverlässige Geschichte zu geniessen, und doch langweilt man sich nicht; das ist ein seltener Erfolg. Er rührt her von einer grossen Menschlichkeit, welche dem Verfasser eignet. Durch alle Abschweifungen hindurch verfolgt Méautis das Einfache, das ganz Gewöhnliche und daher für uns Alle Verbindliche an Niklaus von der Flüe. Klaus erscheint nicht als menschenscheuer Ekstatiker, sondern als ein ausgesprochen fröhlicher und umgänglicher Mensch, einer, den Gott selber zum vollen Weltbürger und Schweizerbürger macht, und dem es denn auch wirklich „gelang, ein ganzes Volk in die Richtung zu bringen, die Gott ihm gezeigt hatte."

Die Neuenburger sind sehr stolz auf dieses Buch — sie dürfen es auch sein.

*

Noch viel grössere Räume als Méautis reisst Gonzague de Reynold auf mit seiner Frage: Qu'est-ce que l'Europe? (Librairie de l'Université, Fribourg). Beschränkten sich seine letzten Bücher auf den Raum der Eidgenossenschaft, so weitet sich sein Blick jetzt wieder, und mit einem Schlage sehen wir nicht nur über ganz Europa hin, sondern auch über Asien, von dem Europa „nur eine Landzunge ist". Der vorliegende Band bildet übrigens nur den ersten Teil einer Arbeit, die dreibändig gedacht ist. Reynold liebt es, breit zu fundieren und gründlich auszubauen — und wenn die grossen Zusammenhänge und Uebereinstimmungen, die er zu schaffen weiss, trotz aller Belege gewaltsam wirken, dann dürfen wir nicht vergessen: gerade diese freie Souveränität der Betrachtungsweise ist es, die Reynold erlaubt, bei aller Fülle des Stoffes seinen herrlich „lesbaren" Stil zu schreiben. „Qu'est-ce que l'Europe?" ist ein durchwegs klar geschriebenes Buch; welch seltenes Lob! Und zugleich ein spannendes Buch, dessen Verfasser nirgends um trockener Spezialwissen-

schaft willen die dichterische Schwingung, die menschlich ansprechende Allgemeinverständlichkeit opfert.

*

Eine Veröffentlichung, die einst wie ein Versprechen wirkte, hat nun ihre Ergänzung gefunden: René Guisan par ses lettres (La Concorde, Lausanne). Dem verheissungsvollen ersten Band, welcher die Jugendbriefe enthielt, folgt jetzt der zweite (Briefe von 1905 bis 1934), bis zum Tode des Mannes führend, der als eine der am aufrichtigsten und allgemeinsten verehrten Gestalten des welschen Protestantismus angesprochen werden darf. Dieser 2. Band besonders spiegelt das Leben einer solch umfassenden Gemeinschaft, dass er eine eigentliche protestantisch-welsche Kirchengeschichte fürs erste Drittel unseres Jahrhunderts darstellt. Aber Geschichte erscheint hier nicht nur als Gegenstand der Betrachtung — hier wird Geschichte gemacht, erkämpft von einem, der in diesem Kampf sein ganzes Selbst einsetzt und preisgibt, ohne Rast noch Pause: „In dem Masse, wie wir erkannt haben, was von uns erwartet wird, in eben dem Masse gibt es keinen Frieden und keine Waffenruhe mehr..."

*

Und ist es nicht köstlich, neben solch ernsthaftem Buch etwas so Preziöses, bei aller Vornehmheit so humorvoll Unterhaltendes zu finden wie die Alterswerke von Guy de Pourtalès? Sein allerletztes Werk, Saints de Pierre (Librairie de l'Université, Fribourg) ist ein Zeugnis der Freundschaft und Liebe für Frankreich. In altertümelnder Sprache werden hier um Figuren aus der französischen Vergangenheit herum vier Geschichten gesponnen, die in ihrer Reinheit auch ein gutes Buch für die Jugend darstellen.

Genau so stark archaisierend, dabei aber viel koketter gibt sich Pourtalès in einer andern Geschichtenreihe, die er etwas früher im selben Verlage publiziert hat: Les Contes du Milieu du Monde. In wohlgesetzter Hoffart à la 18ème fängt hier alles an, Feder und Tinte und Papier reden gar artig mit dem Dichter — aber bald hören wir nur noch den Schildkröten zu mit ihrer langmütigen und unbeirrbaren Weisheit, den Brunnen mit ihren tiefgründigen Erinnerungen aus alter Zeit, oder wir werden durchs Land gerüttelt im Züglein das BOUM heisst, weil das die Anfangsbuchstaben seiner vier Hauptstationen sind. All das ist von grosser Lichtheit und Leichtigkeit — dafür sorgt jeder dieser wohlgewogenen glatten Sätze, die immer wieder in eine leise Ironie ausschwingen, ihre eigene, nur hingetupfte Pointe bekommen, und es dadurch dem Autor ersparen, ans Ende seiner Geschichten eine laute, recht irdisch deutliche Pointe gewichtig hinzusetzen. Der Gänsekiel selber sagt es ja: „Siehst Du, in meinem Alter liebt man es gar nicht mehr, zu denken. Man liebt die Sorglosigkeit, die Fröhlichkeit, die Unschuld. Man liebt vor allem die Blumen, die Vögel, die Musik, den Wind, die Wolken, den Mond, und wenn ich heute noch lebe — geschlagene zweihundertsiebeneinviertel Jahre alt — so ist es dank einer meiner Tanten, der Fee

(sie ist noch älter als ich) welche Dame Fantasie heisst." Darin ist zugleich ein Anderes gesagt: diese „Contes" sind das Werklein eines alten Menschen — wie denn auch alle Dinge darin alt sind, alt die Kutsche, alt das Pferd, der Brunnen und der Prinz Iwan Alexandrowitsch; hier steckt die Weisheit eines langen Lebens, das gelernt hat, sich zu bescheiden. Und jetzt scheint es uns auch nicht mehr so sinnlos, wenn wir unlängst vernommen haben, Guy de Pourtalès sei gestorben.

Kurt Sulger

Bismarck

Der Gründer des Deutschen Reiches von 1871, Otto von Bismarck, ist der letzte Staatsmann alter Schule; d. h. er gehört zu jenen Staatsmännern, die ohne eigene persönliche Macht, ohne demokratische Gefolgschaft, als blosse Bevollmächtigte, als „Diplomaten" eines Fürsten grosse Politik machen. Vom Standpunkt einer politischen Morphologie aus ist ein anderer grosser Staatsmann des 19. Jahrhunderts, der österreichische Staatskanzler Metternich, dem grossen Preussen strukturell am nächsten verwandt.

Wenn man heutigentags Bismarck wieder ein besonderes Interesse zuwendet, so wegen des ungeheueren Aufstieges des Deutschen Reiches in den vergangenen zehn Jahren zu einem weltpolitischen Machtzentrum ersten Ranges; gleich einem zarteren und verschwommeneren Entwurf der heutigen Weltmacht tritt die bismarcksche Schöpfung während des Berliner Kongresses im Jahre 1878 als in ganz Europa bestimmend auf: Russlands Kräfte werden von Europa hinweg nach Asien abgedrängt, Oesterreich-Ungarn wird auf den Balkan hingeleitet, der Balkan selbst erhält sein Gesicht und die Dardanellendurchfahrt wird für Kriegsschiffe gesperrt. Und nun trachtet der politisch interessierte Historiker danach, in der Berliner Politik des vorigen Jahrhunderts die verbindenden und wegweisenden Fäden für die gegenwärtige Staatskunst Berlins aufzufinden.

Erich Eyck legt in diesem Bestreben jetzt den ersten Band einer Monographie „Bismarck, Leben und Werk" (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach 1941) vor. Das Werk ist ausgezeichnet geschrieben. Eine gründliche Kenntnis der preussischen und deutschen Geschichte seit dem Ende der napoleonischen Kriege liefert dem Verfasser das Material, aus dem er historische Szenen baut, die schon lesenswert genug wären, wenn man nur ihren dramatisch-novellistischen Reiz geniessen wollte. Als Beispiel diene die Schilderung einer Unterredung Bismarcks, als Gesandter Preussens am Deutschen Bundestag in Frankfurt (1851) mit dem Oesterreicher Grafen Thun, dem Präsidialgesandten daselbst:

„Thun, in dem Bismarck nur das Daguerreotyp seines Chefs Schwarzenberg sehen will, erklärt den überwiegenden Einfluss Oesterreichs (in sämtlichen deutschen Staaten) für naturgemäss, solange es sich Deutschland ohne Selbstsucht hingebe; solange freilich Oesterreich und Preussen sich in partikularistischer Eifersucht gegenüber ständen, sei das jetzige

gute Einvernehmen nur ein Waffenstillstand, kein Friede. Bismarck erwiderte mit geistreicher Ironie, Thun möge die Existenz Preussens ebenso wie die Reformation als bedauerliches Faktum empfinden, aber dieses Faktum sei nun einmal nicht zu ändern. Niemals werde Preussen ‚der Erbschaft Friedrichs des Grossen entsagen, eher würde die Entscheidung durch den Degen' vorhergehen müssen. Thun vergleicht Preussen mit einem Manne, der einmal das Los von 100 000 Thalern gewonnen hat und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Mit offenbarem Vergnügen nimmt Bismarck diesen Vergleich auf und erwidert mit schneidender Offenheit: ‚Nun, dann werden wir nochmals in der bewussten Lotterie setzen müssen; ob wir gewinnen werden, steht bei Gott.' So kündigt er bereits im November 1851, nur ein Vierteljahr nach seiner Einführung in den Bundestag, dem Vertreter Oesterreichs die Politik an, die er fünfzehn Jahre später mit weltbewegendem Erfolg durchführt." Und man muss hinzufügen, dass in dieser Zeit sich Bismarck die österreichische Hilfe zu sichern wusste zur Verdrängung Dänemarks aus Schleswig-Holstein, womit der wichtige Kriegshafen Kiel in preussischen Besitz gelangte und ein Baustein für die künftige Weltmachtstellung des unter preussischer Führung geeinten Deutschland gelegt wurde.

Den Stil der bismarckschen Innenpolitik lässt Eyck in der Schilderung einer Szene aus dem preussischen Abgeordnetenhaus des Jahres 1863 erkennen: Die Thronrede des Königs Wilhelm, die von Versöhnung nach den Verfassungskämpfen sprach, war verlesen worden und das Haus beriet in mehrtägigen Verhandlungen über die Adresse an den König. Rudolf Virchow hatte im Entwurf derselben die budgetlose Regierung Bismarcks als verfassungswidrig bezeichnet. In der zur Vorberatung gebildeten Kommission erklärte Bismarck, er werde dem König die Annahme der Adresse widerraten, womit die Beseitigung des Adress-Rechtes des Abgeordnetenhauses angedroht war. Der Berichterstatter im Plenum war ein „rechtsstehender" Mann, der spätere Historiker der Reichsgründung Heinrich von Sybel, er erklärte dem Ministerpräsidenten: „Die Minister und die Mehrheit dieses Hauses reden verschiedene Sprachen, sie denken nach anderen Denkgesetzen und sie handeln nach anderen Sittenregeln." Bismarck war der Ansicht, dass die Adresse der Dynastie ihre Rechte abfordern und der Mehrheit des Abgeordnetenhauses übertragen wolle und so setzte er den staatsrechtlichen Erörterungen der Opposition das Argument entgegen, dass der innenpolitische Konflikt zur Machtfrage werde: „Wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor." Ein früherer Minister des regierenden Monarchen, Graf von Schwerin, erhob sich und rief: „Der Satz, in dem die Rede des Ministerpräsidenten kulminierte: ‚Macht geht vor Recht, sprecht Ihr, was Ihr wollt, wir haben die Macht und also werden wir unsere Theorie durchführen', ist kein Satz, der die Dynastie in Preussen auf die Dauer stützen kann. Der Satz, auf dem die Grösse unserer Dynastie, unseres Landes und die Verehrung, die das Preussische Regentenhaus bisher geniesst und fort und fort geniessen wird, lautet umgekehrt: Recht geht vor Macht." Darob

war grosse Begeisterung im ganzen Lande, ein Sonderdruck der Adress-Debatte wurde herausgegeben und das Publikum „las mit Genuss und Zustimmung die Reden der oppositionellen Abgeordneten", jener idealistischen Gelehrten, die im Nebenberuf Politiker waren. Realistischer sah der Berufs-Revolutionär Ferdinand Lasalle die Sache an; in einem Flugblatt bezeichnete er den „frommen Jubel", der die Worte Schwerins begrüsst hatte, als „fromme Kinderwünsche und weiter nichts", und er verkündet, dass die kommende Demokratie alles Recht und alle Macht haben werde. Zunächst behielt die politische Realistik des Monarchen und des Ministerpräsidenten gegen das Abgeordnetenhaus recht: Am 3. September 1866 nimmt der preussische Landtag nach dem siegreich beendeten deutschen Krieg ein Indemnitätsgesetz wegen der seit 1862 ohne Staatshaushaltgesetz geführten Verwaltung der Regierung Bismarck an. —

Die schöne Ausstattung, die der Verlag dem hier angezeigten Werk zuteil werden liess — klarer, sauberer Druck, schöner Satzspiegel und sieben interessante Bildtafeln — verdienen besondere Erwähnung.

Paul Schmitt

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—) für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 45855

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland